Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 83 (1989)
Heft: 4

Artikel: Vom Überleben und vom Mythos des Bäurischen
Autor: Wüthrich, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143466

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Dritten» schon unter uns sehe und weil ich glaube, dass eine neue Denkweise hier sich weltweit auswirken wird. Auch die Armut ist unter uns, um London, Paris oder Frankfurt herum. Neue Akzente hier ergeben neue Handlungsweisen auch anderswo.

Für mich wichtige Punkte sind:
Zentralisieren wir nicht immer mehr – auch bei uns und überall; lassen wir etwas mehr Anarchie aufkeimen und regeln wir nicht alles – auch bei uns und überall;
reissen wir nationale Grenzen nieder und machen wir sie illusorisch – auch um uns herum und überall;
spinnen wir an neuen Lebensformen der Subsistenz – bei uns und überall;
leben wir etwas gewaltloser, etwas weniger männlich und ohne innere und äussere, geistige und wirkliche Armee – bei uns und ausserhalb;
lassen wir uns nicht mehr auf diese Entweder und Oder ein – jetzt und für die Zukunft; öffnen auch wir uns und lassen auch wir uns ein paar Schwierigkeiten mit unserer Perestroika erleiden. Warum immer nur die andern und bloss wir nicht und nur wir sind anders, besonders und besser?

Diese Erweiterungen sind nur möglich mit neuen Denkweisen, die ich im Kybernetischen, Feministischen, Befreiungstheologischen, Föderativen, Subsistentiellen und den Kindern vor der Schulzeit sehe – hier und überall.

Sie meinen jetzt wohl, ich sei den Fragen ausgewichen und auch ich hätte hinter der Frage nach dem EG-Beitritt vieles versteckt. Aber habe ich nun nicht ein Beispiel gegeben, wie Ihr alle bei dieser EG etwas verstecken könnt, das eines Tages plötzlich als Pflanze oder gar Blume da sein kann?

Werner Wüthrich

Vom Überleben und vom Mythos des Bäurischen

Bauern wie zu Gotthelfs Zeiten und Bauern am Computer. Der Schweizer Bauer – eine Beleidigung für den modernen Landwirt? Vom Mythos des Bäurischen und von der Funktion des Mythos: Ein Bergbauer und Wildheuer als Nationalheld der Gesellschaft «Schweiz GmbH».

I. Zum Begriff des «Bäurischen»

Bäurisches Leben ist ein Leben, das zur Gänze aufs *Überleben* ausgerichtet ist. Der Bauer als Überlebender. Der Bauer als ein Mensch, wie der englische Dichter und Maler John Berger sagt, «der weitergelebt habe, während andere verschwunden oder zugrunde gingen»[1].

Der Bauer habe Jahrhunderte überlebt. Globale Umwälzungen. Wirtschaftliche Revolutionen. Politische Erdrutsche. Naturkatastrophen. Der Bauer als Überlebender ganzer Schichten und Klassen, die aufstiegen zur Macht und wieder verschwanden. Der Bauer als Überlebender von geschichtlichen Evolutionen, Kriegen, ganzen Revolutionen, seien sie feudaler, bürgerlicher oder sozialistischer Natur. Der Bauer, der anpassungsfähig bleibt. Was sich stets gewandelt habe, sagt Berger, sei lediglich der Modus, die Form des Überlebenskampfes. Und, entsprechend den politischen Systemen, die dem Bauer seinen Überschuss abgepresst, habe sich lediglich die Methode geändert: Erst war es Frondienst. Dann der Zehnte. Die Pacht. Steu-

ern, Naturalien, Darlehenszinsen, Produktionsnormen ...

Im «Historischen Nachwort» zur Buch-Trilogie «In ihre Arbeit» – abgedruckt in «Sau-Erde, Geschichten vom Lande» – schreibt John Berger:

«Bäuerliches Leben ist ein Leben, das völlig aufs Überleben ausgerichtet ist. Vielleicht ist dies das einzige typische Merkmal, das Bauern wirklich überall gemeinsam haben. Ihr Arbeitsgerät, ihre Ernten, ihr Land, ihre Herren mögen verschieden sein, aber ob sie in einer kapitalistischen Gesellschaft arbeiten, in einer feudalen oder in anderen, die sich nicht so leicht definieren lassen, ob sie Reis anbauen in Java, Weizen in Skandinavien oder Mais in Südamerika, worin auch immer die Unterschiede in Klima, Religion und Sozialgeschichte bestehen, überall kann der Stand der Bauern als eine Klasse Überlebender definiert werden.»[2]

II. «Der Bauer als Überlebender»

Sie kennen die Szene; sie ist allgemein bekannt: Sagen wir, 23. Februar 1848. Emmental. Wie zu Gotthelfs Zeiten. Der Hof heisst «Glungge». Nach der Hochzeitsnacht. Am nächsten Morgen. *Uli* tritt allein hinter das Haus, neben den Miststock, und blickt in die Zukunft. Er denkt nicht an Vreneli; nicht an die eben verbrachte Hochzeitsnacht. *Der angehende Pächter* hat andere Sorgen. In drei Wochen, am 15. März, ist Übergabe der Pacht. Der Pachtherr heisst Joggeli und seine Frau ist die Base.

Der Schriftsteller Albert Bitzius lässt den jungvermählten Protagonisten rechnen und kalkulieren. Und dann kam ein Bangen über ihn... «des Bangens Unruhe fuhr ihm in die Glieder, trieb ihn durch die Ställe, trieb ihn ums Haus herum, bis er wieder stillestund hinter demselben, Acker und Wiesen rechnend übersah, rechnete und rechnete, dass ihm Hören und Sehen verging darob, dass er nicht mehr wusste, stund er auf dem Kopf oder auf den Füssen»[3].

Wir lassen dieses Szenenbild einen Augenblick stehen; zum erstenmal. Uli der Pächter, nicht mehr wissend, ob er «auf dem Kopf oder auf den Füssen» steht, sorgenvoll in die Zukunft blickend, sieht da plötzlich noch etwas ...

Jetzt Schnitt.

«Der Bauer als Überlebender» sieht sich, ganze hundert Jahre später, in der gleichen Situation wieder: 23. Februar 1948. Emmental. Wie zu Gotthelfs Zeiten. «Glungge», der Pachthof ... Der Protagonist Uli der Pächter, hinter dem Bauernhaus, nicht mehr wissend, ob er «auf dem Kopf oder auf den Füssen» stehe ...

Es ist zur Zeit des grossen Aufschwungs. Einer noch nie dagewesenen Prosperität. *Von 1848,* der Gründung einer bürgerlichen Republik, *bis 1948* verwandelte sich das Land. Von einem sprichwörtlich armen Bauernland zu einer weltweit bekannten, führenden Industrienation. Eine neue Zeit hat Einzug gehalten. Aufklärung. Fortschritt. Die Neuzeit. Technik und Industrialisierung. Das wissenschaftliche Zeitalter. Grundsätzlich neues Denken und Handeln entstehen. Auch neue Schichten und Klassen. Neue Widersprüche, nicht mehr nur zwischen Stadt und Land. Revolutionen und soziale Umwälzungen. Neue politische Systeme. Neuaufteilungen der Welt. Supermächte bilden sich heraus; Blöcke. Zweite Welt, Dritte Welt. Kurz: Veränderungen, über die kein sogenannter Heimatfilm erzählt.

Apropos «Heimatfilm»: Uli der Pächter kann stolz sein: Er ist 1948 Hauptdarsteller, wohin er blickt. Radio Beromünster sendet mehrteilige Hörfolgen, die die Strassen leerfegen. Ein Film wird mit ihm gedreht. Ein ganzes Heer von Schülern, Lehrern, Professoren stürzt sich auf ihn. Man grüsst ihn landauf, landab. Kennt ihn in Stadt und Land ... Vor 100 Jahren war das in seiner Gegend ganz und gar nicht der Fall.

Doch mehr als alle Welt, Theater, Film und Schulstuben interessieren ihn sein Hof, die «Glungge». Seine zukünftige Familie. Vreneli, seine junge hübsche Frau, die er eben erst geheiratet hat. Vielleicht noch das Dorf in der Nähe. Wir sagen ihm für einmal «Wydenau»[4] – nach einem andern wichtigen Bauernroman.

Wie also startet Uli der Pächter 1948 auf seiner «Glungge» in «Wydenau»? Hat das Bäurische mit seiner einmaligen, einzigartigen Überlebensstrategie überdauert? Wie sehr kam und kommt es unter Druck? Wird sich das Bäurische in Europa, in unserem Lande, wandeln, anpassen?

Zunächst können Uli und Vreneli die Pacht von Joggeli wieder übernehmen. Zwar pochen der *Fortschritt*, die moderne Zivilisation, die Technik an die Türe des Pachthofes; zwar schickt sich das hochindustrialisierte Land, durch die internationale Arbeitsteilung, an, von der führenden Industrienation zu einem der ersten Finanzplätze hinüberzuwechseln, zu einer Grossmacht, einem Bankgiganten anzuwachsen. Doch unser Hauptdarsteller kann tatsächlich dieses Bauernheimet noch übernehmen. Wie zu Gotthelfs Zeiten darauf bauern. Mit den ewig gleichen Alltagssorgen. Arbeit. Händel. Gesinde.

Und Kinder kommen. Die Familie wächst. Erst ein Mädchen. Und wieder reagiert Uli wie vor hundert Jahren: «Die Freude war gross bei Uli und Vreneli, doch konnte Uli sich nicht enthalten, merken zu lassen, wie er lieber einen Buben gehabt, wegen der Hülfe ...»[5] Beim zweiten Kind ist Ulis Glück perfekt: Der Bub wird Hannesli getauft und so weiter. (Was nebenbei auffällt, dass Bauernkinder in der Mitte des 20. Jahrhunderts, wie in den vorangegangenen, verschieden benannt werden: Die Buben bekommen Namen; von den Mädchen heisst es lediglich «ds Meitli» oder, bei Gotthelf, «ein kleines Mägdelein».)

Was im Familiären der Fall, gilt auch für das Ökonomische. All die grossen Veränderungen werden auf der «Glungge» 1948 nicht zur Kenntnis genommen. Noch nicht. Zwar gab es immer wieder Erneuerungen, etwa bei Geräten. Doch vorerst hatten sie kaum einschneidende Konsequenzen. Die Elektrizität etwa. Man hat seit den dreissiger Jahren Licht und elektrische Energie. Man drischt nicht mehr mit Flegeln.

1950 werden bei der Getreideernte die Garben noch mit Garbenseilen von Hand gebunden. Zwei Jahre später schafft sich Uli der Pächter eine Lieuse an. Mit Pferdezug. Sie bleibt zehn Jahre in Betrieb. Dann werden keine Garben mehr gebunden und keine Puppen mehr erstellt. Der Mähdrescher kommt um 1960. Ein paar Jahre später wird der Getreideanbau als unrentabel aufgegeben.

Die *Industrialisierung* in der Landwirtschaft wird auch auf der «Glungge» nicht länger aufzuhalten sein. Erstaunlich überhaupt, wie lange man ihr trotzen konnte: Die Lieuse mit Pferdezug beispielsweise kam schon 1851, von amerikanischen Firmen entwickelt, auf die Londoner Weltausstellung – zu einer Zeit, als der Schriftsteller Bitzius noch lebte. Diese Erntemaschine wurde ab 1860 in Amerika in grossen Stückzahlen produziert und eingesetzt. Der Mähdrescher – Symbol des Maschinenzeitalters, Symbol einer technischen Revolution auf dem Land, Symbol einer modernen, industriellen Landwirtschaft – wurde bereits 1882 in der Neuen Welt patentiert und um die Jahrhundertwende im Staate Washington zum erstenmal verwendet.

Weiteres wird 1948 für Uli den Pächter – im Vergleich zum Gotthelf-Roman – anders sein. Einzelheiten. Kleinigkeiten.

Uli ist nach der Schulzeit und Rekrutenschule zwar auch Knecht, doch nicht mehr im Emmental. Erst auf einem Grossbetrieb bei Zürich, dann Karrer eines Staatsbetriebes im Sottoceneri.

Uli der Pächter hört auch hundert Jahre später wieder die Glocken läuten. Nur sind es am *Ende des Zweiten Weltkrieges* nicht nur die Hochzeitsglocken für Vreneli und ihn. Auch die Friedensglocken in Europa. Uli der Überlebende kehrt heim von der Grenzbesetzung. Der junge Bauer aus dem Emmental wird den Seinen viel berichten, wie er und seine Einheit in Basel unten den Hitler aufgehalten habe.

Knechte und Mägde wird es auf der «Glungge» haben wie zu Gotthelfs Zeiten – wenn auch *kaum einheimische* mehr. Sie kommen jetzt aus dem benachbarten Ausland: In erster Zeit aus Deutschland. Dann Österreich. Schliesslich Oberitalien. Später dann, in den sechziger Jahren, änderten sich die Herkunftsländer fast Saison für Saison: Süditalien, Spanien, Portugal, Jugoslawien, Türkei...

Mit den deutschen und österreichischen Angestellten konnten Uli und Vreneli sprechen. Mit den Italienern sich noch verständigen. Mit den Jugoslawen und Türken ging es dann nicht mehr. Da gab es bereits am Tisch die grössten Schwierigkeiten; etwa als diese Knechte – man nannte sie jetzt «Gastarbeiter» – den eigenen Most, oder das Schweinerne, die selbstgemachten Blut- und Leberwürste, nicht schätzten.

Doch das kommt alles erst später ... In

den sechziger Jahren, als die grossen Veränderungen auch über die «Glungge» hereinbrechen. Mit einer nie erlebten Vehemenz. Zur Zeit des Einbruchs. Der Zuspitzung sämtlicher Widersprüche. Der Umkehr aller Werte. Als die erste bürgerliche Republik auf dem europäischen Festland, eingebettet in das westliche Wirtschaftssystem, sich anschickt, die Arbeitsteilung weiter und weiter voranzutreiben. Als eine Modernisierungswelle um die andere das Land überrollt.

III. Eine Welt mit ewig festen Werten

Zum Glück wird aber jetzt Uli der Überlebende aus seinen Träumereien von der Zukunft jäh herausgerissen; plötzlich wird er – nicht von Visionen – umschlungen: «... hochauf fuhr er, als ob es wirkliche Schlangen wären. (...) Es war Vreneli, das freundlich vor ihn trat, traulich ihm ins Auge sah, beide Hände ihm auf die Schultern legte und sagte: ‚Aber Uli, Uli, hast die Ohren verloren? Das Frühstück steht auf dem Tische ...'»[6] Und «Uli schlug ein», lesen wir im Gotthelf-Roman weiter, «folgte zum Frühstück, aber heiter ward doch sein Gesicht nicht».

Immerhin: Uli der Pächter folgte Vreneli zum Frühstück. Denn er hat ja beim Rechnen und Sinnieren in die Zukunft feststellen können, dass alles mehr oder weniger für ihn beim alten bleiben wird. Uli und sein Vreneli – eifrig arbeitend – haben eine Zukunft vor sich und werden die kommenden hundert Jahre überstehen. Und mit ihnen das Bäurische. All das, wie es der Schriftsteller Bitzius im 19. Jahrhundert hervorragend realistisch und wirklichkeitsgetreu in allen Fazetten und Details beschrieben hat.

Die bäurische Welt mit ewig festen Werten. Die Verankerung im Kreislauf der Natur, der Jahreszeiten, des Tagesablaufs, der sich nach den Tieren und Feldarbeiten richtet. Die bewahrende Lebenseinstellung. Die pragmatische Grundhaltung. Das feste Rollenverhalten

«Unermüdlich darauf aus, der Erde ein Leben abzuringen, in eine Gegenwart endloser Arbeit gestellt, sieht der Bauer dennoch das Leben als ein Zwischenspiel», sagt John Berger. «Dies wird bestätigt durch seinen täglichen vertrauten Umgang mit dem Zyklus von Geburt, Leben und Tod. Eine solche Anschauung mag ihn zur Religion neigen lassen, doch steht Religion nicht am Anfang seiner Einstellung, und ohnehin hat sich die Religion der Bauern niemals in völliger Übereinstimmung mit der Religion der Herrschenden und der Priester befunden.

Der Bauer sieht das Leben als ein Zwischenspiel, weil sein Denken und Fühlen hinsichtlich der Zeit zwei einander entgegengesetzten Bewegungen folgt, die sich ihrerseits aus der zweifachen Natur der bäuerlichen Ökonomie herleiten. Er träumt davon, zu einem Leben zurückzukehren, das ohne Benachteiligung ist. Seine Bestimmung ist es, die Mittel zum Überleben ... an seine Kinder weiterzugeben. Seine Ideale liegen in der Vergangenheit; seine Verpflichtungen gelten der Zukunft, die er selbst nicht erleben wird. Nach seinem Tod wird er nicht in die Zukunft versetzt werden – seine Vorstellungen von Unsterblichkeit sind anders: er wird zurückkehren in die Vergangenheit.»[7]

Es ist – weniger analytisch gesagt – diese *ganzheitliche Lebenshaltung*, mit der der Schriftsteller Bitzius sein Vreneli hinters Haus zum Miststock schickt, um den sich vergessenden Uli – der wegen des Sinnierens nicht mehr weiss, «stund er auf dem Kopf oder auf den Füssen» – wieder in seine Gegenwart – den 23. Februar 1848 – zurückzuholen; auf dass es dem frisch Vermählten nicht noch so ergehe, wie diesem Mühlhiasl aus dem Bayrischen Wald, einem selbsternannten Propheten und Spinner. Oder jenem Stürmer und Dränger Jakob Michael Reinhold Lenz, Dramatiker, der durchs Gebirge marschiert – wir lesen es bei Georg Büchner – keine Müdigkeit verspürt, und dem es manchmal sehr unangenehm ist, «dass er nicht auf dem Kopf gehn konnte»[8].

Aber Lenz und der Mühlhiasl aus dem Bayrischen Wald sind – zumindest in den Augen der bäurischen Bevölkerung – Wahnsinnige. Dichter obendrauf. Und da muss Vreneli energisch eingreifen: « ... Das Frühstück steht auf dem Tische; dreimal rief ich dir und allemal lauter und allemal umsonst. Uli, lieber Uli, fange mir nicht schon an mit Sinnen und Rechnen,

weisst nicht, wie leicht man sich erst verrechnet und dann hintersinnet? Lass uns beten und arbeiten, das andere auf Gott stellen, der soll unser Rechenmeister sein. Der wird schon rechnen, dass es gut kömmt, und der böse Kummer und das plaghafte, ängstliche Wesen, welches immer auf dem trocknen ertrinken will und an der Sonne erfrieren, kommen nicht an uns. Uli, lieber Uli, wollen wir?»[9]

Und so darf denn der realistische Bauernroman von 1848 seinen Verlauf nehmen ... Bis es zum guten Ende kommt: «Uli wurde durch seinen Glauben nicht getäuscht. Der Herr war mit ihm, und alles geriet ihm wohl, seine Familie und seine Saat. Offen blieben ihm Herz und Hand, und, je offener sie waren, desto mehr segnete ihn Gott.»[10]

Doch, stop. Stop!

Wir halten den hundert Jahre später gedrehten Gotthelf-Film mitten im Schlussbild noch einmal an. Wie zu Beginn, vor dem Vorspann, lassen wir Uli den Pächter noch einmal hinter das Haus zum Miststock treten. Rechnen und Sinnieren braucht er allerdings nicht mehr. Denn, so der Romanschluss: «Es naht der festgesetzte Zeitpunkt, (...) wo Uli aus einem wohlhabenden Pächter ein reicher Bauer werden soll.»

Der Schriftsteller Bitzius – das möchte ich betont haben – ist hier soweit Realist, als man dieser kommenden Entwicklung (sie ist ja im Roman in der charakterlichen Entwicklung Ulis und der Familiengeschichte Vrenelis angelegt) ohne Abstriche und Einschränkungen glauben darf.

Und dies, im übrigen, ganze hundert Jahre lang. Bis 1948 – plus-minus – ist dieser Romanschluss möglich. Das heisst, auch realistisch. Jedoch nur eine einzige Generation später, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, allerdings nicht mehr: Für «seinen Sohn» Hannes, Jahrgang 1950, hat sich alles geändert. *Alles.*

Umstrukturierung. Strukturbereinigung. Gemeinsamer Markt. Agrarimporte wegen Industrieexporten. Aussenhandelsbilanz. Landwirtschaftliche Verschuldung. Bodenverschuldung. Bodenspekulation. Bauboom. Seit 1945 wird jede Sekunde ein Quadratmeter Kulturland zubetoniert. Trotzdem steigern sich die Erträge um das Vierfache. Dank Züchtung und Chemie. Es ist eine sehr «erfolg-reiche» Landwirtschaft. Agrobusiness. Gentechnologie. Computergesteuerte, industrielle Landwirtschaft. *Es zählt nur noch, was rentiert.* Überproduktion und Hunger. Nord-Süd-Gefälle. Verschuldung der Dritten Welt. Multinationale Konzerne. Technologietransfer. Weltweite Abhängigkeiten. «Das Vieh der Reichen frisst das Brot der Armen». – Stichworte der letzten zwanzig Jahre. Schlagworte.

Das Bäurische ist nicht mehr gefragt. Seine Werte und Tugenden sind unzeitgemäss. Die kommende Zeit, in der Hannes mit seinen Schwestern heranwächst, ist das Zeitalter eines nie erahnten Einbruchs. Dann des Zusammenbruchs einer Welt. Der Abbruch einer jahrhundertealten Tradition einer Überlebenskultur.

IV. Schreiben als Überlebensversuch

Hannes, der Pächter-Sohn, spürt diese Entwicklung in der ganzen Brutalität. Für ihn gibt es jetzt, auf dem elterlichen Pachthof «Glungge», keine Existenz. Er verlässt «Wydenau» und geht in die Grossstadt.

«Landflucht ist nicht die Flucht der arbeitenden Menschen vom Land in die Stadt. Landflucht heisst, dass Bauern von Hof und Heim vertrieben werden. Landflucht heisst, dass Staatsbürger gezwungen werden, dieses Land zu verlassen. Landflucht heisst auch, dass ganze Familien aus einem Dorf fortgejagt werden, wo sie seit Generationen auf dem gleichen Bauernhof gearbeitet, gelebt und gekämpft haben.»[11]

Hannes, Jahrgang 1950, findet sich in einer *Welt des Umbruchs* – für ihn in einer Welt des Abbruchs –, der unterdrückten Widersprüche, nicht mehr zurecht. Da macht er in seiner Verzweiflung eine Entdeckung. Er beginnt zu schreiben. Hannes wird Schriftsteller. Genauer: Dramatiker. Und das Schreiben wird für ihn eine einzige, letzte Existenzmöglichkeit. Schreiben – wenn Sie so wollen – als Überlebensversuch. Als eine Form der (bäurischen) Überlebensstrategie.

Hannes wird – natürlich, möchte man sagen – zunächst nicht verstanden. Als «Spinner» tituliert. Dann als «Wahnsinniger», als «Revoluzzer», «Linker» und so weiter. Dabei waren es nur die Verhältnisse,

die Veränderungen, die ihn aus der Tradition, vom Pachthof «Glungge» fortkatapultiert haben ...

Der Schriftsteller und Dramatiker aus «Wydenau» versucht, seine Erziehung und Herkunft nicht – wie man es oft bei Bauernkindern sieht – zu verdrängen. Im Gegenteil. Zum Beispiel erinnert er sich an das alte Volkslied aus dem Simmental, von Hans Keigler in der Erlen, wo es heisst:

«Papier ist mein Acker
Die Feder mein Pflug ...»

Hannes muss aufgrund seiner Erfahrungen Dramatiker werden. Nur in dieser Sparte kann er mit den Widersprüchen seiner Zeit schreibend zu Rande kommen. Er schreibt Dramen, weil auf dem Theater Geschichten, Storys erzählt werden, die ihre schlimmstmögliche Wendung genommen haben. Und das Theater, so heisst es, ziele immer auch aufs Ganze: *Leben oder Tod*, Überleben oder Untergang sind seine Themen. Und die genau gleichen Fragen stellten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der bäurischen Tradition. Dem Bäurischen schlechthin.

V. Alles steht kopf

Doch kehren wir, nach dem Exkurs, wieder zu unserem Protagonisten des Gotthelf-Romans zurück.

Uli der Pächter, Uli der Überlebende, sieht diese fernere Zukunft, die Zeit von 1950 an, wie in einem Film, mit Zeitraffung und stehenden Bildern, an seinem inneren Auge vorbeiziehen. Es sind Bilder von seinem Heimet, der «Glungge», seiner Heimat, der Schweiz, als hätte sie ein Maler Jörg Müller entworfen und mit «Die Veränderung der Landschaft» untertitelt: «Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder».

Eine «Fortschrittskultur», wie wir sie alle kennen, hat also im Lande Gotthelfs die letzte Bastion des Bäurischen eingenommen. Im Gegensatz zu dieser Tradition, sagt John Berger, stelle sich jede Fortschrittskultur die *Zukunft als Expansion* vor:

«Die moderne Geschichte beginnt ..., wo das Prinzip des Fortschritts als zugleich Ziel und Motor der Geschichte einsetzt. Das Prinzip wurde mit dem Bürgertum als aufsteigender Klasse geboren und wurde von allen modernen Theoretikern der Revolution übernommen. Der Kampf des zwanzigsten Jahrhunderts zwischen Kapitalismus und Sozialismus ist in ideologischer Hinsicht ein Streit um den Inhalt von Fortschritt.»[12]

Fast über Nacht stehen für Uli den Pächter, der ins nächste Jahrhundert blickt, Familie, Hof, Heimat, die Zukunft kopf. Alles steht kopf. Sein Sohn Hannes. Seine Familie. Das Dorf «Wydenau». Sein Heimet und seine Heimat. Sein Glaube und – wie er einst glaubte – sein Staat. Die «Glungge» ist verschwunden. «Wydenau», sein Dorf, zu einer verbetonierten Vorstadt geworden. (Wir lesen diese Entwicklung nach im wichtigen Roman von Carl Albert Loosli «Es starb ein Dorf».)

Joggeli, der Hofbesitzer, ist durch Umzonungen mehrfacher Millionär geworden. Aber, vor allem: Uli der Pächter, als Personifizierung der bäurischen Überlebenskultur, wird *wegrationalisiert*. Er hat in der modernen Landwirtschaft nach 1950 nichts mehr zu suchen. Wir zitieren wieder Berger:

«Für die Landwirtschaft sind nicht unbedingt Bauern erforderlich. Der britische Bauernstand wurde (mit Ausnahme einiger Gebiete Irlands und Schottlands) vor gut über einem Jahrhundert vernichtet. In den USA hat es in der neueren Geschichte gar keine Bauern gegeben, da die auf Geldwirtschaft gegründete ökonomische Entwicklung dort zu rasch und zu umfassend stattgefunden hat. In Frankreich verlassen heute jedes Jahr 150 000 Bauern das Land. Die Wirtschaftsplaner der Europäischen Gemeinschaft sehen die systematische Eliminierung des Bauern bis zum Ende des Jahrhunderts vor, wenn nicht früher. Aus kurzfristig politischen Gründen gebrauchen sie nicht das Wort Eliminierung, sondern das Wort Modernisierung. Die Modernisierung hat das Verschwinden der Kleinbauern (die die Mehrheit darstellen) und die Umwandlung der verbleibenden Minderheit in sozial und ökonomisch völlig andere Wesen zur Folge. Die Kapitalinvestitionen für intensive Mechanisierung und Chemikalisierung, die für einen landwirtschaftlichen Betrieb, der ausschliesslich für den Markt produziert, notwendige Grösse, die Spezialisie-

rung der Produktion nach Gebieten, all das bedeutet, dass die bäuerliche Familie aufhört, als Erzeuger- und Verbrauchereinheit zu existieren, und dass statt dessen der Bauer abhängig wird von den Interessen, die ihn zugleich finanzieren und von ihm kaufen.

Der Bauer hat weitaus länger überlebt, als es den Vorhersagen entspricht. Aber innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat das Monopolkapital mittels seiner multinationalen Gesellschaften eine neue profitträchtige Struktur im Agrargeschäft geschaffen, mittels derer es, wenn auch nicht unbedingt die Produktion, so doch den Markt für landwirtschaftlichen Input und Output und die Verarbeitung, Verpackung und den Verkauf jeglicher Art von Nahrungsmitteln beherrscht. Das Vordringen dieses Marktes bis in die letzten Winkel der Erdkugel führt zur Eliminierung des Bauern. In den entwickelten Ländern durch mehr oder weniger geplanten Wandel, in den unterentwickelten Ländern auf katastrophale Weise. Früher waren die Städte für ihre Ernährung auf das Land angewiesen, wobei die Bauern auf die eine oder andere Weise gezwungen wurden, sich von ihrem sogenannten Überschuss zu trennen. Bald könnten die ländlichen Gebiete der Welt auf die Städte angewiesen sein sogar hinsichtlich der Nahrungsmittel, die die eigene Landbevölkerung braucht. Wenn und falls das geschieht, werden die Bauern aufgehört haben zu existieren.»[13]

VI. Emigrant ohne Existenz

Uli der Pächter findet sich am 23. Februar 1989 nicht mehr zurecht. Seine Nachbauern sind entweder Landwirte geworden oder, wie er, der einen oder andern Rationalisierungswelle zum Opfer gefallen. Zumal die Strukturbereinigungen unvermindert weitergehen. Das Bäurische in der modernen Landwirtschaft ist längst verschwunden. Und jetzt, wo auch noch die Schweizer Landwirtschaft, in einer nächsten Modernisierungswelle, «EG- und Europa-fähig» gemacht werden muss, kann das – unter den gegenwärtigen Zielsetzungen – nur heissen: *Das Bäurische ist eliminiert.* Jetzt werden die kleineren und mittleren Landwirte dranglauben müssen.

Uli der Pächter und Überlebende ist heimatlos geworden. Ein Entwurzelter. Ein Fremder im eigenen Land. Ein Emigrant ohne Existenz. Und ohne Boden unter den Füssen. Er kneift sich in den Arm. Wenn er nur wüsste, wer da kopf steht: die Welt oder er?

Die Welt, die er in dieser ferneren Zukunft vorfinden wird, gleicht mehr und mehr einem *Alptraum.* Einer apokalyptischen Vision, die einmal so ein katholischer Spinner zu seiner Zeit hatte. Dieser Mühlhiasl aus dem tiefen Bayrischen Wald. Der will nämlich auch einmal, im Jahr 1800, in die Zukunft geschaut haben, als er dann schrieb:

«Kein Mensch wird den anderen mehr mögen.

Den Herrgott werden sie aus dem Winkel reissen und in den Kasten stecken.

Leute, die aus der Stadt aufs Land kommen, um den Bauern zu sagen, geh, lass mich ackern, werden von den Bauern mit der Pflugscheitel erschlagen werden.

Die Bauern werden ihre Häuser mit hohen Zäunen umgeben und aus den Fenstern auf die Leute schiessen.

In dieser Zeit holen die Leute den Herrgott wieder aus dem Kasten und hängen ihn in die Stuben, aber es hilft nichts mehr.

Dann werden Häuser gebaut, nichts wie Häuser, Schulhäuser wie Paläste, aber zuerst für die Soldaten.

In den Städten bauen sie Häuser, hohe Häuser, und davor kloane Häusl wie Impenstöcke oder Pilze, eins am andern, schneeweisse Häuser mit glänzenden Dächern.

Wenn aber alles baut, nix wie baut wird, überall gebaut, ganze Reihen wern baut. Der Gäuboden prangt mit schneeweisse Häuser.

Die Leut werden immer mehr statt weniger.

Die Leute richten sich ein, als ob sie nimmer fort wollten.

Aber dann wird abgeräumt.

Kurze Sommer werden kommen. Winter und Sommer wird man nicht mehr auseinanderkennen.

Die alte Kleidertracht wird abkommen.

Der Bürger wird sich vom Bauern und

der Edelmann vom Bürger nicht mehr unterscheiden.

Die Bauernleut werden sich gewanden wie die Städtischen und die Städtischen wie die Narren und Affen.

Die Leut werden krank und kein Mensch kann ihnen helfen. Es wird erst vorbei sein, wenn kein Totenvogel mehr fliegt. Dann schaut euch den Wald an! Er wird Löcher haben wie des Bettelmanns Rock.»[14]

VII. «Was gemäht ist, ist gemäht»

Das Bäurische steht unserer – jeder – «Fortschrittskultur» diametral gegenüber: Wo der Kopf des einen, ist der Fuss des andern. Das Bäurische ist fast schon aus unserem Land und unserem Bewusstsein verschwunden, wegrationalisiert, oder, wenn Sie wollen, eliminiert. Doch, sind wir ehrlich: Wir alle wollen nicht vergangenen Zeiten nach trauern. Auch nicht längst überholten gesellschaftlichen Hierarchien. Der Bauer von früher und der Landwirt von heute brauchen da ein Bild: «Was gemäht ist, ist gemäht.»

Das Bäurische, das Bauern wie zu Gotthelfs Zeiten, ist nun ein für allemal vorbei. Vergangen. Alt und konservativ. Und vielleicht hat der Patriziersohn Albert Bitzius schon im Revolutionsjahr 1848 einem Schatten aus der Vergangenheit nachgetrauert? Bei aller Verehrung für den realistischen Schriftsteller: Zuzutrauen wäre es ihm.

Doch, Augenblick!

Ist dem Bäurischen wirklich mit unseren gängigen Denkmustern – wie links/rechts, konservativ/fortschrittlich – beizukommen? John Berger ist der Ansicht, den *Klischeevorstellungen* und pauschalen Etikettierungen – vielleicht als Teil einer ideologischen Strategie des Kapitals – sei zu *misstrauen*:

«Doch bäuerliche Erfahrung als nur der Vergangenheit angehörig abzutun, als irrelevant für das moderne Leben, sich vorzustellen, dass die Tausende von Jahren bäuerlicher Kultur kein Erbe für die Zukunft hinterlassen ..., dass bäuerliche Erfahrung hinsichtlich der Zivilisation eine Randerscheinung sei, das hiesse, den Wert von zu vieler Geschichte und zu vielen gelebten Leben zu leugnen ... Die bemerkenswerte Beständigkeit bäuerlicher Erfahrung und bäuerlicher Weltsicht gewinnt im Moment, da sie von der Auslöschung bedroht ist, eine beispiellose und unerwartete Wichtigkeit ... Die Kräfte, die heute fast überall auf der Welt das Bauerntum eliminieren und zerstören, stellen die Aufhebung fast aller Hoffnungen dar, die einst in dem Prinzip des geschichtlichen Fortschrittes enthalten waren. Es ist nicht so, dass die grössere Produktivität den Mangel verringerte... Der Argwohn des Bauern gegenüber dem ‚Fortschritt', wie ihn schliesslich die Geschichte des Aktienkapitals über die ganze Welt gebracht hat mitsamt der Macht, den diese Geschichte auch noch über die hat, die eine Alternative anstreben, ist gar nicht so ganz unangebracht oder gegenstandslos.»[15]

Als Dramatiker und Schriftsteller kenne ich den Unterschied der beiden Wörter «tragisch» und «dramatisch»: Stirbt ein Mensch, stirbt eine ganze Welt. Ein Weltuntergang ist tragisch.

Eine Welt geht unter – eine neue Welt entsteht: Angenommen, eine alte Weltordnung wird ersetzt durch eine neue. Als Stichworte: Das Ancien Régime wird 1848 ersetzt durch eine bürgerliche Republik. Die feudale Ordnung muss einer demokratischen, menschlicheren, gerechteren Ordnung Platz machen. Vom Standpunkt der alten Ordnung aus ist ihr Niedergang «tragisch». «Tragisch» also auch das Verdrängen des Bäurischen aus Europa, gewiss. Doch «dramatisch» (allerdings nicht im landläufig verstandenen Sinn) ist diese Auseinandersetzung deshalb, weil all das, was heute an die Stelle des Bäurischen getreten ist, letztendlich *keinen wirklichen Fortschritt* darstellt. Die ganze Kapitalisierung und Technisierung – auch der modernen Landwirtschaft – ist lediglich, um Max Frisch zu zitieren, das Ende der Aufklärung.

VIII. «Zaffarayaner im Exil»

Sie fragen sich vielleicht: Wenn Uli der Pächter die vergangenen zwanzig Jahre nicht mehr überlebt hat, warum ihn dann zum Protagonisten eines Referates machen, das Fragen an die Zukunft zu stellen hätte? Als Schriftsteller bin ich eher gewohnt, Fragen zu stellen. Doch ich habe den Eindruck,

dass dieser *Uli der Überlebende* bei uns und anderswo *noch immer gegenwärtig* ist. Möglicherweise nicht unbedingt dort, wo wir es traditionellerweise vermuten?

Vielleicht in Ländern der *Dritten Welt*? Wie steht es da mit dem Bäurischen? Hält es dem internationalen Agrobusiness stand? Dem Technologietransfer? Was geschieht dort mit den Bauern? Immerhin bilden sie gegenwärtig noch über drei Viertel der ganzen Erdbevölkerung.

Hat sich Uli der Überlebende den oppositionellen Bauernbewegungen in Südamerika, oder auf den Philippinen, angeschlossen? Ist er Anhänger der Befreiungstheologie? Oder Verfechter auch der Abkoppelungstheorie, nach dem ägyptischen marxistischen Theoretiker Samir Amin, der Abkoppelung im Sinne von Blockfreiheit versteht?[16]

Und in unserem Land? Hat er, Uli der Pächter, nicht kürzlich bei einer kleinen Versammlung seinen Kopf zur Türe hereingestreckt?

Bern, Februar 1989. Nach der Abstimmung über die «*Stadt-Land-Initiative gegen die Bodenspekulation*». Ein Scherbenhaufen, man kann's nicht anders sagen. Diskussion. Verein. «Die grosse Utopie» und die «Tagespolitik» müssten keine Gegensätze sein. Und bald fallen Sätze wie:

«Den Boden dem Kapital entziehen.»

«Warum gehört allen die Luft, das Wasser – aber der Boden nicht?»

Uli der Pächter und Bauer, er weiss, dass kein Mensch je Boden besitzen kann; bestenfalls kann man Boden nutzen.

Uli dem Fremden im eigenen Land wird es warm ums Herz. Er verlässt die Versammlung der Aktivisten um ein Bodenrecht, geht über den Bärenplatz. Ein Flugblatt. Ja, ja ... Das kennt man, denkt er sich. Diese Chaoten.

Moment – Moment! Da steht doch: «Zaffarayaner im Exil». Im Exil – wie Uli der Pächter selber ...

Ganzheitliches Denken und Handeln wird auf dem Flugblatt gefordert. Keine «künstliche Trennung mehr von Arbeit und Freizeit». Auch die Frage wird aufgeworfen, ob «Fortschritt» Entfremdung bedeuten müsse. Uli der Pächter staunt, wie verblüffend nahe diese Städter und Miteidgenossen im Exil seiner Lebenseinstellung sind ...

IX. Ein Mythos für die «Schweiz GmbH»

Doch das Bäurische – und mit ihm Uli der Pächter – hat auch in anderer Art «überlebt». Im Rahmen unserer «Fortschrittskultur» ist das Bäurische – meiner Ansicht nach – zum Mythos geworden.

Was ist ein Mythos? Im Lexikon steht, «Mythos» sei ein griechisches Wort für Sage, Erzählung, Dichtung aus der Urzeit eines Volkes. Die Herkunft von Mythen kann unterschiedlich sein: Einige Mythen der Alten, heisst es, stammten aus den unteren Volksschichten oder aus dem – um C.G. Jung zu zitieren – «kollektiven Unbewussten» eines Volkes.

Von den Mythen der alten Römer dagegen weiss man, dass sie meist von der Oberschicht erfunden und verbreitet wurden, mit dem Zweck patriotischer oder politischer Erbauung. Geschichten, Storys, bewusst eingesetzt gegen das Volk.

Es gibt alte, uralte, vorchristliche Mythen. Aber auch moderne, heutige. Es gibt «linke» und «rechte» Mythen. Und, nach Roland Barthes, Mythen des Alltags.

Wir kennen in unserem Land allerhand Mythen. Alte und moderne. Vielleicht sind wir sogar das *Land der Mythen schlechthin.* Schon seit 1291. Denken wir an unseren Nationalhelden Wilhelm Tell. Auch er, der Bergbauer und Wildheuer, eine typische Personifizierung des Bäurischen, und ein typischer Mythos aus der Urzeit eines Volkes: Nicht, dass 1291 nicht stattgefunden hätte. Nein. Doch die Figur des Tell, des Gesslermörders, ist historisch so wenig zu belegen wie der legendäre Apfelschuss.

Oder der Mythos von der *Schweizer Armee* während des Zweiten Weltkrieges: Nicht, dass Uli der Pächter und seine militärische Einheit nicht in Basel unten war, 1939 bis 1945. Das ist eine Tatsache. Doch haben sie wirklich den Hitler aufgehalten? Die Nazis wollten doch die neutrale Schweiz, das wirtschaftlich für sie produzierende Hinterland, immer nur dann einnehmen, wenn Teile des Bürgertums die Finanz- und Wirtschaftsverträge mit den Deutschen nicht mehr erneuern wollten. Etwa nach Stalingrad, als man merkte, vielleicht doch aufs falsche Pferd gesetzt zu haben ... Warum sollte im übrigen Hitler ausgerechnet den Arbeits- und Finanzplatz

«Schweiz» überfallen? Die Nazis hatten doch von diesem Land längst alles, was sie brauchten: Sogar, wie der Historiker Werner Rings[17] nachgewiesen hat, die Schweizer Nationalbank. Als reine Goldwaschanlage für geraubtes Gold.

Steht da für Uli den Pächter die Welt nicht kopf: Was hat er vor wem in Basel geschützt ...?

Jener Uli der Pächter, der heute auch zum *Mythos für Aufsteiger* geworden ist. Denken wir etwa an den Schlussatz im Gotthelf-Roman: «Es naht der festgesetzte Zeitpunkt, (...) wo Uli aus einem wohlhabenden Pächter ein reicher Bauer werden soll.» Entkleidet man diesen Satz vom Bäurischen, tönt er wie die Ideologie einer bestimmten «Fortschrittskultur»: Vom Knecht zum reichen Bauer ist wie eine helvetische Variante des bekannten amerikanischen Slogans: Vom Tellerwäscher zum Millionär.

Der Schriftsteller Bitzius schreibt allerdings nichts von Expansion und Wirtschaftswachstum, von jedem gegen jeden. Aber wen kümmert das schon? Wilhelm Tell, Uli der Pächter und Gotthelf stehen der modernen Schweiz gut an. Als Mythos aus einer quasi vorwissenschaftlichen Epoche der modernen Eidgenossenschaft. Das Bäurische lediglich als kollektives Unterbewusstsein unserer Nation – eines Landes der Zukunft, längstens Europa- und EG-fähig und -reif geworden.

Ich wüsste diesem Land noch einen Mythos. Einen älteren, aber zeitgemässeren als denjenigen eines Bergbauern oder Emmentaler Pächters. Einen, der der gigantischen «Schweiz GmbH» viel besser entspräche: den Mythos von *Pluto* aus der altgriechischen Mythologie, von Pluto, dem von Zeus mit Blindheit geschlagenen Gott des Reichtums – allerdings in der komischen Version von Aristophanes' letzter Komödie.

X. Zum Schluss eine ratlose Bäuerin

Als ich mich anfangs dieser Woche ins Emmental zurückzog, um mich vom Schreiben dieses Referates zu erholen, und dann über Hügel und Höhen wanderte, traute ich auf einmal meinen Augen nicht. Ich wusste nicht mehr, «stund ich auf dem Kopf oder auf den Füssen»: Plötzlich stand da Vreneli leibhaftig vor mir und – Nein, es hiess mich nicht zum Frühstück.

Als erstes sagte Vreneli: All das, was du den Leuten erzählst, das ist nicht wahr. Du bist ein Spinnhafen. Ein Schwindler. Ein Dichter vielleicht, von mir aus... Da wusste ich, dass es Vreneli war.

Die alte Frau, längst nicht mehr Bäuerin, kam dann auf ihr Leben zu sprechen. Sie blickte zurück, übers Emmental, auf ein altes Europa. Sie blickte vorwärts, nicht verbittert, nicht nostalgisch – nur ratlos. Ohne Rat.

Und dann sagte Vreneli: «Sag mir: Ich habe dieses Jahrhundert, dieses zwanzigste, jetzt erlebt. Man hat ja alles kommen sehen. Doch ich wüsste nicht, am Ende meines Lebens ... Ich weiss es beim besten Willen nicht, was ich den Leuten noch raten soll.»

1 John Berger, Sau-Erde, München 1982, S. 267f.
2 Ebd.
3 Jeremias Gotthelf, Uli der Pächter, Rentsch Verlag, Zürich-Erlenbach o. Jg., S. 7.
4 Carl Albert Loosli, Es starb ein Dorf, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/Wien/Zürich 1975.
5 Jeremias Gotthelf, a.a.O., S. 89.
6 A.a.O., S. 13.
7 John Berger, a.a.O., S. 274.
8 Georg Büchner, Lenz, eine Novelle, in: Werke und Briefe, Insel-Verlag, Frankfurt 1962.
9 Jeremias Gotthelf, a.a.O., S. 13f.
10 A.a.O., S. 444.
11 Aufsatz zum Fernsehspiel «Landflucht» von Werner Wüthrich, Zürich 1979.
12 John Berger, a.a.O., S. 279.
13 John Berger, a.a.O., S. 286f., 289.
14 Mühlhiasl um 1800, zitiert aus: Bauern sterben, Materialien zum Stück von Franz Xaver Kroetz, Hamburg 1985.
15 John Berger, a.a.O., S. 290f.
16 Samir Amin, Krise, Sozialismus und Nationalismus, in: Dynamik der globalen Krise, Westdeutscher Verlag, Opladen 1986.
17 Werner Rings, Raubgold aus Deutschland, Zürich 1985.

■